

Nenad Vukosavljevic, Kriegsdienstverweigerer & Friedensaktivist



We must never forget how damaged we are

Erinnerungskultur im Spannungsfeld von politischer Gewalt, kollektiver Identität und kollektiver Viktimisierung

Von Nenad Vukosavljevic. Aus dem Englischen übersetzt von Elisabeth Kocher.



QUELLE: Nenad Vukosavljevic

„Wir dürfen niemals vergessen“, so lautet der gängige Tenor bei Gedenkveranstaltungen. Doch wer entscheidet, was wir niemals vergessen dürfen - und was nicht erinnert wird? Der Friedensaktivist Nenad Vukosavljevic über Möglichkeiten und Gefahren im Bereich der Erinnerungskultur.

Wir dürfen niemals vergessen - aus Rücksicht auf die Opfer, zur Bewahrung der Erinnerung, um unserem Verlust einen Sinn zu geben.

Diese und ähnliche Phrasen sind üblich und weit verbreitet in Staaten des ehemaligen Jugoslawien, aber auch in anderen Ländern und innerhalb von Gesellschaften, die gegeneinander Krieg geführt haben. Immer wieder hört man Politiker/innen, Künstler/innen, Angehörige von Kriegsoffizieren und Kriegsveteran/inn/en diese Sätze sagen. Die meisten Menschen würden bejahend mit ihrem Kopf nicken, denn es fällt nicht schwer, diesen Aussagen zuzustimmen.

Aber was bedeutet es, „dem Verlust einen Sinn zu geben“? Was ist darunter zu verstehen? Erklärungsversuche fokussieren fast immer die Opferseite, und zwar jene Opfer, die zu „unserer Seite“ zählen. Die Feinde sind stets „die anderen“ - die Täter/innen, die Gewalt und Unrecht verbreiteten. Im Gegensatz dazu wir: die „Unschuldigen“, ja fast schon „unwissend darüber, was wirklich los ist und war“, die „Naiven“, „Unvorbereiteten“ und zweifellos „Unbewaffneten“ oder

„Unterdrückten“. Das Bild eines unfairen Kampfes entsteht, bei dem ganz klar „wir“ die selbstgerechten Opfer sind, während die „anderen“ die Schuld tragen. Das Gedenken an „unsere“ Opfer schließt Opfer, die die gegnerische Seite zu beklagen hat, nicht ein. Einzig der „unschuldigen“ Opfer wird gedacht. Es muss also so etwas wie „wohlverdiente“ Opfer geben, obwohl eine eindeutige Definition hierzu fehlt.

Das Gedenken soll dem Verlust einen Sinn, eine Bedeutung geben, indem Säulen einer neuen oder neu kreierten kollektiven Identität geschaffen werden. Diese kollektive Identität beinhaltet auch eine Definition der Gruppe, der die Täter/innen zugehören, als eine böse, nicht vertrauenswürdige Einheit, die unverfroren die Verantwortung ihrer verübten Taten verleugnet. Dadurch wird eine Polarität geschaffen: „Unsere“ Unschuld und Reinheit wird im Kontrast zu „denen“ sichtbar. Unser Leid und unsere Opferrolle lässt uns die Verantwortung für mögliche Taten, von denen die andere Seite behauptet, wir hätten sie ihnen zugefügt, abgeben. Unrecht, das auf unserer Seite

verübt wurde, wird heruntergespielt. Dieses Schönreden beeinflusst die Vergangenheit, Gegenwart und die Zukunft.

Sobald wir die Verantwortung nicht vollkommen leugnen oder abgeben können, beginnen wir, mit den anderen zu wetteifern: Wir vergleichen, wer das größere Opfer von uns beiden ist. Falls die jüngste Vergangenheit keine befriedigenden Ergebnisse liefert (befriedigend im Sinne von „wir sind die größeren Opfer“), müssen wir tiefer in die Vergangenheit eintauchen und so lange graben, bis wir einen Vergleich finden, der unsere These bestätigt. So absurd es klingen mag, aber das Gedenken dient dem Vergessen der kollektiven Verantwortung, die durch die eigene Gemeinschaft - in Form von Einzelpersonen oder ganzen Personengruppen - verursacht wurde. Wenn also der serbische Präsident, der vor 25 Jahren - zu Beginn des Krieges - noch die Schaffung eines „Großserbien“ befürwortete und hierzu die Territorien der Nachbarregionen einforderte, über sein Mitgefühl für die Opfer von Srebrenica spricht, wird er das Wort „Genozid“ vermeiden und statt dessen von einem „gro-

Ben Verbrechen“ sprechen. Außerdem wird er das im Zweiten Weltkrieg von den Nazis erbaute Konzentrationslager in Jasenovac, in dem viele Serb/inn/en ums Leben kamen, als den größten Ort des Leidens nennen. Auch alle anderen führenden Mainstream-Politiker der Region, die fast ausnahmslos nationalistisch sind, verhalten sich genau gleich. Ihre Äußerungen des Mitgeföhls und Annahmen über etwaige Verantwortung von Taten, die sie oder die Gruppe, die sie repräsentieren, begangen haben, enthalten unweigerlich ein „aber“.

Angesichts der absurden Erhaltung und Neuschaffung des Hasses gegenüber anderen Gemeinschaften bei gleichzeitigem Druck, die Last der Vergangenheit zu überwinden, neigen viele Politiker/innen dazu, das Recht einzufordern, die Voraussetzungen für eine Versöhnung selbst zu definieren - insgeheim hoffend, dass diese Voraussetzungen niemals erfüllt werden. Und sollten sie dennoch erfüllt werden, so werden neue Barrieren und Voraussetzungen kreiert. Dies dient in erster Linie der Schaffung einer kollektiven Angstmache, der Bedarf nach Schutz und unverzüglicher Lösung weckt. Dies wird dann von eben jenen Politiker/innen angeboten, die diesen Wunsch haben entstehen lassen. Sie wollen uns schützen und führen, und dabei ihre korrupten Netzwerke aufrechterhalten. Das ähnelt einer Erpressung von Gangstern, die einen Schutz verkaufen wollen, um den gar nicht gebeten wurde. Besser auf der sicheren Seite sein - immerhin: Unfälle passieren - und mitspielen, denn ansonsten läuft man Gefahr, als Feind bezeichnet zu werden. Und das Risiko der Ausgrenzung, als Verräter/in, der/die einer Minderheit angehört, eingeordnet zu werden, besteht.

Inmitten von alledem stellt sich die Frage, was mit denen passiert, die einer Minderheit angehören. In der Region gibt es hunderte Orte des Leidens, die nicht als solche gekennzeichnet sind. Orte, an denen sich die Hinterbliebenen lediglich wünschen, einen Gedenkstein für ihre Lieben, die sie verloren haben, zu errichten. Doch die lokalen Behörden verweigern ihnen dieses Recht, weil die Kriegsoffer einer Minderheit und nicht der Mehrheit der jeweiligen Region angehörten. Zwar gibt es alternative Modelle des Gedenkens, die nicht den ethnischen Narrativen folgen, sondern versuchen, Wege zu zeigen, mit Schmerz und Verlust umzugehen, ohne in irgendeine Art

der Kollektivierung hineinzurutschen, doch stellt sich die Frage, ob sich diese alternativen Modelle durchsetzen können. Was sollte der Zweck des Erinnerns sein? Wie sollte ein ehrlicher und konstruktiver Umgang mit der Vergangenheit ausschauen?

Zuerst müssen wir lernen zu identifizieren, was es ist, das wir nicht vergessen dürfen. Wir müssen lernen zu erkennen, wie Geschichte geschaffen und bereinigt wurde, um dem mythologischen Zweck der Staatenbildung zu dienen. Erkennen, wie blinde Flecken bewusst sorgfältig umgangen werden und wie unterschiedlich scheinbar objektive Kriterien ausgelegt werden, je nachdem ob man sie vor dem Hintergrund der Opfer oder der Täter betrachtet. Und wir müssen uns bewusst werden, dass eine ehrliche und aufrichtige Aufarbeitung der Vergangenheit offensichtlich (noch) keinen Platz in der modernen Politik des Balkans hat.

Ich denke, wir müssen von den wenigen Beispielen lernen, die echte, werte-basierte Bündnisse über die ethnischen Grenzen hinweg geschaffen haben. Beispiele, die einen Weg der Vergangenheitsbewältigung verfolgen, der dem Aufbau des Friedens dient und nicht danach strebt, das Leid klein zu reden oder vorgibt, dass es keine ethnischen Grenzen gibt. Vielmehr soll eine Konfrontation mit dem Umgang von Verantwortlichkeiten erfolgen und durch Zusammenarbeit verhindert werden, dass ein solcher Krieg nochmals entsteht. Das bedeutet jedoch, mit „den anderen“ in Dialog zu treten und sich gegenseitig zuzuhören. Das bedeutet, sich selbst zu verändern und nach denselben Kriterien zu urteilen, unabhängig von der Seite, die repräsentiert wird - ob Opfer oder Täter. Das bedeutet aber auch, sich jenen zu widersetzen, die Hass verbreiten - einschließlich jenen Opferfamilien, die blind vor Schmerz eine solche Haltung einnehmen und damit auf eine unzulässige Art und Weise dem Leben schaden, das wir haben. Außerdem bedeutet es, sich den ethnischen Narrativen der Kollektivierung zu widersetzen, ganz gleich ob es sich um die dunkle oder die helle Seite der Medaille handelt, oder ob es schmeichelhaft oder beleidigend ist.

Ob wir es nun anerkennen oder nicht, wir sind „beschädigte Ware“. Sei es, weil wir im Krieg eine geliebte Person verloren haben oder die Kriegszeit wie durch ein Wunder überlebt haben. Es sind die Jahre

der extremen Angst, in denen wir genährt wurden von Hass, Misstrauen und Gewalt, die uns gefühllos machten. Jede/r, der/die in der Region lebte und den Krieg miterlebt hat, ist auf irgendeine Art „beschädigt“. Die Enthüllung des Bösen hat uns alle verstrahlt. Dieser Schaden hat uns als Menschen geformt, sich in unsere Persönlichkeit eingemeißelt, frühere Identitäten in Frage gestellt und uns von unseren Nachbar/inne/n und Freund/inn/en getrennt. Darüber hinaus wird die junge Generation mit einer „Wahrheit“ verstrahlt, die proklamiert wie gut das unsrige Kollektiv ist und wie schlecht das der anderen. Diese „einfachen Wahrheiten“ sind jedoch die Grundlage von Diskriminierung und Gewalt und vergiften jegliche Basis, auf der ein Miteinander entstehen kann. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist die Auseinandersetzung mit der Gegenwart und der Zukunft.

Das Hervorheben der Wiedergutmachung von Verbrechen und Ungerechtigkeiten ist meiner Ansicht nach irreführend, denn ein Verlust ist nicht rückgängig zu machen. Die Wunden sind zahlreich, und Wege und Möglichkeiten, sich mit ihnen zu beschäftigen, sind es ebenso. Was wir brauchen ist ein sozialer Konsens darüber, dass die öffentliche Darstellung des Hasses verboten werden muss - sei es auf der Seite der Opfer, der Kriegsveteran/inn/en oder der Politiker/innen. Noch haben wir diesen Punkt nicht erreicht, aber ich bin zutiefst davon überzeugt, dass eine wichtige Voraussetzung des Wandels darin besteht, die Werte unserer Gemeinschaft neu zu definieren, Empathie und soziale Versöhnung über die ethnischen Grenzen hinweg zu zeigen und unsere Freiheit und Rechte zu bewahren und zu gestalten - einschließlich dem individuellen Recht, sich dazu zu entscheiden, nicht zu vergeben.

Nicht Wahrheit, Gerechtigkeit und Versöhnung will ich als Rezept der gesellschaftlichen Heilung nennen, denn die Wahrheit ist niemals allumfassend, Gerechtigkeit ist nach dem Verlust eines menschlichen Lebens unmöglich und die Versöhnung ist eine individuelle Wahlmöglichkeit, die wir jeden Tag treffen können.

Nenad Vukosavljevic, serbischer Kriegsdienstverweigerer und Fotograf, ist seit 1997 im Centre for Nonviolent Action Sarajevo aktiv. Er arbeitet mit Kriegsveteranen in Ex-Jugoslawien.